

aber (wie auch seinerzeit sein Adoptivvater) den Begriff *libertas* gänzlich aus seiner Propaganda und Selbstdarstellung gestrichen. Den Grund für die Änderung der früheren Taktik sieht der Verfasser darin, dass Octavian von vornherein entschlossen war, seinen Machtanspruch unter Ausschaltung der senatorischen *factio* ein für allemal durchzusetzen. „*Libertas*“ dagegen hätte Hoffnungen wecken können, die über das hinausgingen, was Augustus zu tolerieren gewillt war.

Die festliche Schlussveranstaltung des 12. FIEC-Kongresses bestand aus einem eindrucksvollen

Konzert griechischer Musikstücke (vokal und instrumental) auf nachgebauten antiken Instrumenten und unter Berücksichtigung überlieferter Notenschriften. Das Ensemble KÉRYLOS aus Paris sang und spielte unter der Leitung von ANNIE BÉLIS (Prof. für Musikwissenschaften am CNRS in Paris) lyrische Partien aus EURIPIDES' Orest und Iphigenie in Aulis, darüber hinaus hellenistische und kaiserzeitliche Pöane und Hymnen u. a. zu Ehren des Apollon und der Musen.

GERHARD HOLK, Hildesheim

Das alte Rom und das moderne Europa Gibt es Lehren aus der Geschichte?*

Seit drei Jahren zahlen wir mit dem Euro. Trotz der – von Politikern immer wieder geleugneten – Verteuerung des Lebens ist das auf dem Weg zur Einigung Europas ein großer Fortschritt, aber erst ein Anfang. In vielen Ländern zahlt man oft mit Dollar, sie sind damit aber nicht Teile der USA. Das neue Europa braucht festere Grundlagen. Da seine Identität nicht auf einer Sprachgemeinschaft beruht, können die Fundamente nur die gemeinsamen historischen Traditionen, die gegenwärtigen Erfahrungen und die Zukunftsvisionen sein. Die Bedeutung der gemeinsamen Vergangenheit für die Zukunft ergibt sich nicht allein daraus, dass die Wurzeln der europäischen Kultur in der Geschichte liegen. Die Kenntnis früherer supranationaler Staaten kann uns wichtige Erkenntnisse über die Voraussetzungen für die Entstehung und den Fortbestand sowie für die Vorzüge solcher staatlicher Ordnungen bieten. Die „Vorbildfunktion“ historischer Parallelen ist dadurch gegeben und nicht etwa aus dem Wunsch, in die Vergangenheit zurückzukehren.

Die Ansicht, dass die Geschichte nur das eine lehre, nämlich, dass die Menschen nichts aus ihr lernen, ist zwar seit HEGEL ein Gemeinplatz. Ob aus der Geschichte Lehren zu ziehen sind oder nicht, entscheidet aber jeder selbst: Lehren gibt es nur dann, wenn man bereit ist, sich belehren zu lassen. Die Geschichte Roms kann uns einen lehrreichen Stoff bieten. Dieser Staat kam zwar nicht durch den freiwilligen Zusammenschluss

der Völker, sondern durch brutale Eroberungskriege zustande. Dennoch hat es nie zuvor und nie danach eine staatliche Ordnung gegeben, in der so viele Völker Europas so fest und so dauerhaft vereint wurden und die zugleich auf einer so hohen Kultur, sogar auf einem so beachtlichen Wohlstand vieler beruhte, wie im *Imperium Romanum*. Unsere Hauptfrage an die Geschichte Roms muss deshalb so lauten: Was hielt diesen Vielvölkerstaat, den in seiner Entstehungsphase die Völker so vehement abgelehnt hatten, Jahrhunderte lang zusammen? Ich möchte mich in diesem Rahmen auf fünf Hauptgründe konzentrieren.

I.

Der bisher wichtigste Schritt auf dem Weg der Einigung Europas war die Schaffung der Währungsunion. Die Wirtschaft spielte im europäischen Einigungsprozess schon früh eine entscheidende Rolle; man denke an seine Anfänge mit der Montanunion. Deshalb beginne ich hier mit den ökonomischen Grundlagen des *Imperium Romanum*. Eine der wichtigsten Entwicklungen der Wirtschaft ist heute ihre Globalisierung, die an Europas Grenzen keinen Halt macht. Auch das *Imperium Romanum* besaß eine Art von globalisierter Wirtschaft. Es war ein einheitlicher Wirtschaftsraum, was dem inneren Frieden, dem hervorragenden Straßennetz, der Sicherheit der Seewege, dem florierenden Fern-

handel, dem heute als große Errungenschaft geltenden Recht auf freie Niederlassung und Arbeitsaufnahme und auch der einheitlichen Währung zu verdanken war. Aufgrund dieser Bedingungen kam ein Wohlstand zustande, an dem zwar sehr viele Menschen nicht beteiligt waren, der aber unter den damals gegebenen Umständen als ein Aufschwung bewertet werden darf, der mit der Entwicklung des Wohlstandes in Europa während des letzten halben Jahrhunderts vergleichbar ist. In den zuvor nur ausgebeuteten Provinzen entfaltete sich eine Prosperität, die den ökonomischen Entwicklungsstand Italiens übertraf. Der noch heute spürbare Glanz römischer Städte nicht nur im Mittelmeerraum, sondern z. B. auch am Rhein und an der Donau macht dies klar. Ohne diese Voraussetzungen wäre der lange Fortbestand des Römischen Reiches kaum denkbar gewesen. Es ist lehrreich, daß die Preise Jahrhunderte lang stabil waren und selbst im Laufe des 3. Jahrhunderts n. Chr. mit seinen krisenhaften Entwicklungen nicht in dem Tempo stiegen, wie wir dies in Europa seit dem Beginn der Euro-Ära zumindest in einigen Bereichen erleben. Das alles kann die Hoffnung nähren, dass die wirtschaftliche Integration in einem supranationalen Staat den Wohlstand mehren und somit eine Grundlage für politische Stabilität sein kann.

Das trifft freilich ebenso wie alle ‚Lehren‘ aus der Geschichte nur dann zu, wenn für die Gesamtkonstellation im jeweiligen Bereich des Lebens alle Koordinaten stimmen. Das Motto des europäischen Einigungsprozesses ließe sich im Rückblick so definieren: Geld über alles. Roms Geschichte lehrt uns aber, dass Geld nicht alles ist. Die Rolle der Wirtschaft als Integrationsfaktor konnte sich in der römischen Welt nur dank der Existenz eines einheitlichen politischen Rahmens entfalten. Die ökonomische Integration war kein Motor, sondern eine Folge des politischen Zusammenschlusses. Einzelne Staaten wie Athen unter PERIKLES erreichten zwar schon früher einen beträchtlichen Wohlstand und erbrachten mit dessen Hilfe großartige Leistungen in Kultur und Politik. Nie zuvor aber zogen so viele Menschen so lange Nutzen aus der Prosperität wie in der Kaiserzeit, obwohl die rein ökonomischen Voraussetzungen hierfür z. T. schon früher gege-

ben waren. Der Stand der Technologie und die Struktur der Produktion waren in den letzten 200 Jahren v. Chr. im Mittelmeerraum, dessen Beherrschung Rom damals mit anderen Mächten teilen musste, ungefähr die gleichen wie später. Die integrierende Kraft einer „globalisierten“ Wirtschaft kam aber erst unter der *pax Romana* zur Geltung. Diese historische Erfahrung nährt den Zweifel, ob Europas Einigung vor allem oder nur durch wirtschaftspolitische Maßnahmen herbeigeführt werden kann.

II.

Die wichtigste Grundlage für die Stabilität des Römischen Reiches war, auch wenn ich sie hier erst an zweiter Stelle erwähne, die seit Kaiser Augustus geschaffene, dauerhafte *supranationale politische Ordnung*. Der Zusammenhalt des Vielvölkerstaates auf Dauer war dank der allgemein anerkannten Autorität der Zentralmacht und dank des einheitlichen Rechtssystems möglich. Ein besonderer Vorzug der Zentralmacht lag in ihrer Fähigkeit nicht nur zum Schutz der *res publica* vor äußerer Bedrohung, sondern auch zu der zumeist friedlichen Regelung regionaler Konflikte innerhalb des Reiches. Ein Gegenbeispiel aus dem Altertum liefert die Geschichte der griechischen Stadtstaaten, die untereinander, trotz ihrer sehr engen Handelskontakte und ihrer gemeinsamen Kultur, immer wieder Kriege führten.

Heutzutage werden die Interessengegensätze zwischen den Völkern Europas, sieht man vom Zerfall Jugoslawiens ab, nicht mehr durch Kriege ausgetragen. Die Europäische Union konnte aber – bisher jedenfalls – die Interessenkonflikte zwischen den Mitgliederstaaten, wenn überhaupt, nur schwer bewältigen; die Ineffizienz gemeinsamer Politik ist nicht selten offensichtlich – selbst wenn die Entwicklungen der jüngsten Zeit in dieser Hinsicht zu mehr Optimismus Anlass geben als die früheren. Man denke nur an die schroffen Geldforderungen einzelner Länder; an die – inzwischen vielleicht überwundene – Unfähigkeit der Gemeinschaft, bei so wichtigen Fragen der Außenpolitik wie das Verhältnis zu den USA einig zu werden; an die Doppelzüngigkeit der Repräsentanten einzelner Staaten angesichts der

Erweiterung der Union etwa durch die Aufnahme der Türkei. Die Doppelzüngigkeit mancher politischer Repräsentanten brachte eine so renommierte Zeitung wie ‚Die Zeit‘ schon vor Jahren dazu, sie als Lügner zu geißeln.

Interessengegensätze gab es freilich auch innerhalb des Römischen Reiches. Kaiser TIBERIUS verglich seinen Auftrag, das Reich zusammenzuhalten, mit der Aufgabe, einen Wolf an den Ohren zu halten. Einzelne Völker schauten aufeinander herab. Zwischen einzelnen Gemeinden kam es oft zu Rivalitäten. Doch bemühten sich die meisten Kommunen eifrig, mit ihren Institutionen und ihrer Architektur „ein kleines Rom“ zu werden. Der Herrscher, nach Empfindung vieler der ‚Vater des Vaterlandes‘, war nicht nur ein Symbol der Reichseinheit, sondern die höchste Autorität, von der erwartet wurde, dass er für das Wohl aller sorgt und somit auch die unterschiedlichen Interessen seiner Untertanen ausgleicht.

Natürlich wird heute niemand daran denken, die Staaten Europas einer monarchischen Zentralmacht mit uneingeschränkten Befugnissen zu unterwerfen. Für das Römische Reich ist aber festzuhalten, dass die ökonomische Integration allein nicht genügte, um die vielen Völker und die rund 2000 Kommunen zusammenzuhalten. Es bedurfte der zentralen Autorität. Diese hat zwar nur selten umfassende Programme entworfen. Auf Herausforderungen reagierte sie jedoch zumeist rasch und konsequent, auf der Basis allgemein akzeptierter Normen. Sie konnte so die divergierenden Interessen zumeist ausgleichen. Ob die Europäische Union es wirklich schaffen wird, auf Dauer eine zentrale Autorität zu etablieren, die es verhindert, dass die europäischen Wölfe sich gegenseitig zerfleischen, steht dahin. Die weit verbreitete Annahme, dass die Wirtschaftsunion quasi automatisch eine politische Integration nach sich ziehen werde, ist eine Illusion. Reguliert die Ökonomie wirklich alles auf eine akzeptable Weise? Hier sei an die *publicani* der Späten Römischen Republik erinnert: Diese Großunternehmer haben zwar beachtliche wirtschaftliche Leistungen vollbracht, Roms Ruf bei den Völkern jedoch ruiniert. Erst die neue, kaiserliche Zentralmacht setzte der Unersättlichkeit

der Wirtschaftsbesitzer Grenzen (der Unersättlichkeit mancher ihrer heutigen Nachkommen setzt dagegen niemand Grenzen).

Diese Zentralmacht hat zugleich die Angleichung der Verhältnisse in den einzelnen Teilen des Reiches gezielt gefördert. Zu ihren Maßnahmen gehörten die Schaffung einer Infrastruktur für Kontrolle, Kommunikation und Verwaltung, die Gründung von Städten, die Ausdehnung des römischen Bürgerrechtes und die Ausbreitung des römischen Rechtssystems. Hinsichtlich der ‚Vorbildfunktion‘ dieser Maßnahmen für die Moderne sei zumindest folgende Bemerkung erlaubt. Die unterschiedlichen Rechtsordnungen der einzelnen Staaten bereiten dem europäischen Einigungsprozess große Probleme. Konkurrierende Rechtsordnungen gab es freilich auch im Römischen Reich. Für römische Bürger galt jedoch überall Roms Recht, neben dem in den Provinzen lokale Rechtssysteme bestanden geblieben sind. Das Recht wurde nicht mit sturem Perfektionismus angewandt. Das Verhältnis zwischen dem römischen und dem lokalen Recht kann als eine auf vernünftige Kompromisse basierte Koexistenz bezeichnet werden. Die Verbindung von Prinzipientreue und Elastizität bei der Anwendung des Rechts war ein ebenso wirksames Integrationsmittel wie die Vergabe des römischen Bürgerrechtes. Ohne eine vergleichbare, übergreifende europäische Rechtsordnung und ohne ein europäisches Bürgerrecht, das den Angehörigen der Union überall in jeder Hinsicht die gleichen Rechte gibt, aber auch ohne die Berücksichtigung nationaler Traditionen und Eigenheiten bliebe die Einigung Europas eine Illusion.

III.

Mit all dem kommen wir zum dritten ausschlaggebenden Faktor, dem die Stabilität des Imperium Romanum zu verdanken war, nämlich zu seiner *V e r w a l t u n g s k u l t u r*. Die Undurchsichtigkeit der gesamteuropäischen Institutionen, die mangelnde Transparenz ihrer Entscheidungsmechanismen und ihre häufig rigiden Maßnahmen werden oft kritisiert. Befürchtet wird eine Entwicklung hin zu einem bürokratischen Superstaat, der die alten europäischen politischen

Prinzipien wie Parlamentarismus und Gewaltenteilung zunehmend aushöhlt. Über die berichtigten früheren Verordnungen z. B., wie krumm die Bananen auf den europäischen Märkten sein dürfen oder wie Traktorsitze zu beschaffen seien, hören wir zwar heute nicht mehr – vielleicht weil man sich inzwischen an solche Dinge gewöhnt hat. Es gibt jedoch immer wieder neue Regelungen, die kaum weniger als Blüten rigider Bürokratie erscheinen.

Im Römischen Reich war das Gefüge der staatlichen Institutionen für die Verwaltung recht einfach. Die Zahl der in der Staatsverwaltung beschäftigten Personen betrug in den ersten Jahrhunderten n. Chr. nicht mehr als etwa 10.000. Heute sind allein am Sitz der Europäischen Union in Brüssel mehr als 15.000 Personen tätig. Die 10.000 Amtsträger Roms waren in einem Reich mit vielleicht bis zu 80 Millionen Einwohnern ungefähr für die gleichen Aufgaben zuständig, wie im annähernd ähnlich bevölkerungsreichen Deutschland die Behörden des Bundes, der Länder und der Regierungsbezirke, die höheren Organe der Justiz, die Finanz-, Militär- und Kirchenverwaltung. Natürlich verlangt ein modernes Staatswesen einen ganz anderen Verwaltungsapparat als ein Staat vorindustrieller Zeit. Dennoch berechtigt uns Roms Geschichte zumindest zu der Frage, ob für einen Vielvölkerstaat ein riesiger bürokratischer Apparat, der auf entscheidend wichtigen Gebieten nur auf spontane Entwicklungen hofft, sonst aber selbst die belanglosesten Dinge des Alltags maßregelt, wirklich die ideale Lösung sei.

Ganz ‚unverwaltet‘ war das Römische Reich dennoch nicht. Die örtlichen Aufgaben der Justiz, die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung, die Steuereinnahme, die Lebensmittel- und die Wasserversorgung, die Errichtung öffentlicher Bauwerke und noch vieles mehr fielen in den Kompetenzbereich der kommunalen Behörden. Sie entlasteten den Staat stark. Das gilt auch für die Staatsfinanzen, denn öffentliche Aufwendungen wurden zu gutem Teil von der Oberschicht der Städte aufgebracht. Ihre Angehörigen erblickten darin, wie auch in der kostspieligen Ausübung kommunaler Ämter, Jahrhunderte lang eine Pflicht, freilich auch ein Mittel zur Steigerung

ihres eigenen Sozialprestiges. In einer Zeit, in der man so viel Staatsverdrossenheit an den Tag legt, zugleich aber alles vom Staat bezahlt haben will, ist daran zu erinnern, dass selbst ein Weltreich wie das römische Imperium mit seinen unerschöpflichen Ressourcen in hohem Maße vom Engagement seiner Bürger lebte. Man kann nicht gleichzeitig die Eigenmächtigkeit der staatlichen Bürokratie beklagen, die Gestaltung des öffentlichen Lebens jedoch gänzlich ihr überlassen.

Das Imperium Romanum besaß auch eine ‚supranationale Elite‘, die in den beiden Ständen von Senatoren und Rittern zusammengefasst wurde. Die Spitzenämter in der Verwaltung der Stadt Rom und Italiens, die Statthalterschaften der Provinzen, das Kommando über die Truppen, die Verwaltung der zentralen Wirtschaftsressorts und auch die hohen Priesterämter der Staatsreligion waren ein Privileg dieser Stände. Fähigkeit und Ambition, Leistung und Verdienst spielten in Rom jedoch selbst unter den Bedingungen der aristokratischen Sozialstruktur eine große Rolle, und die wichtigsten Aufgaben der Reichsverwaltung fielen zunehmend tüchtigen sozialen Aufsteigern zu. Rekrutiert wurde die Führungselite mehr und mehr aus dem ganzen Reich. Selbst die Herrscher stammten nach den ersten hundert Jahren des Kaisertums kaum noch aus Italien, sondern aus Hispanien, Südgallien, Nordafrika, aus dem Osten, aus dem Donauraum. Die einzelnen Gruppen der Führungsschicht blieben mit ihrer engeren Heimat verbunden. Diese verstand sich aber zugleich als eine r ö m i s c h e Elite. Die Aufsteiger aus den Provinzen erwiesen sich als ‚gute Römer‘; sie machten sich die Wertvorstellungen der politischen Klasse, in die sie hineinwuchsen, voll zu eigen. Nationale oder regionale Verwurzelung und supranationales Identitätsbewusstsein waren in der europäischen Geschichte kaum je so eng wie im Denken der Führungsschicht des römischen Kaiserreiches miteinander verknüpft.

Die Mitglieder dieser Elite waren keine Visionäre, aber auch keine geistlosen Technokraten. Sie studierten Recht, Rhetorik, Griechisch und gehobenes Latein, Literatur, Geschichte, Philosophie. Das Fehlen der Spezialausbildung machte sich freilich oft mit negativen Folgen bemerkbar.

Eines jedoch war durch dieses Ausbildungssystem vollauf gewährleistet: Die Amtsträger waren mit der kulturellen und politischen Tradition Roms vertraut; sie übten ihre Tätigkeit in diesem Geiste aus. Wie förderlich wäre es, wenn die Mitglieder der europäischen Elite neben der Fachausbildung auch über eine kulturwissenschaftliche Schulung verfügten, die sie wirklich zu Europäern machte!

Unterstrichen werden soll hier auch die Bereitschaft der Mitglieder der Elite Roms, überall im Reich Dienst zu leisten. PERTINAX, Kaiser im Jahre 193, war zuvor als Offizier und Verwaltungsexperte in Syrien, in Britannien, an der Donau, am Niederrhein, in Italien, in verschiedenen Donauprovinzen, nochmals im Orient, wieder an der Donau, erneut in Syrien und in Britannien, in Rom, in Nordafrika und erneut in Rom tätig. Er war mit den Problemen vieler Länder vertraut. Vielleicht noch wichtiger als die so gewonnene Erfahrung, die das Fehlen einer Spezialausbildung zu einem Teil ausgleichen konnte, war das Ethos, das ein solcher Werdegang verriet. Natürlich wollte man sich durch die Karriere im Staatsdienst Ruhm, Vermögen und Einfluss erwerben. Zur Motivation gehörten aber auch das Gefühl der Identität mit dem Vielvölkerstaat und der Pflicht diesem gegenüber. Dazu kam die Bereitschaft, zusammen mit der Familie die Strapazen auf sich zu nehmen, die Reisen damals mit sich brachten; den Sommer in der Wüste Syriens ähnlich zu ertragen wie den Winter in mitteleuropäischen Gebirgszonen. Angesichts der Tätigkeit römischer Staatsbeamten fallen mir ihre späteren Kollegen in Deutschland ein, die nach der Wiedervereinigung Deutschlands sehr ungern aus Bonn nach Berlin zogen und deren Familien vom Staat bezahlte psychologische Betreuung in Anspruch nahmen.

IV.

Die Rekrutierung der Eliten des Imperium aus allen Völkern des Reiches zeigt die breite Akzeptanz der supranationalen staatlichen Ordnung. Roms Fähigkeit, die Völker für sich zu gewinnen, sei als die vierte Grundlage für Roms Größe genannt. Es ist erstaunlich, wie schnell und wie fest sich

die meisten Völker, die einst erbittert für ihre Freiheit gekämpft hatten, in den römischen Staat eingliederten. Roms Stärke lag mehr noch als in der Schlagkraft seiner Armeen in der Fähigkeit, Nachkommen früherer Gegner für die *res publica* zu gewinnen. Sie war der Bereitschaft der Römer zu verdanken, die Völker des Reiches, d. h. zumindest ihre Eliten, an allen Vorteilen des eigenen Systems teilhaben zu lassen – wie die Herkunft der Kaiser zeigt, bis zur letztmöglichen Konsequenz. Nach VERGIL war Roms Aufgabe, die Völker zu beherrschen und die Widerspenstigen zu zähmen, die Besiegten jedoch zu schonen und den Frieden mit der Verbreitung römischer Gesinnung zu krönen. TACITUS beschreibt, wie Britanniens Adlige wetteiferten, in den Genuss der Vorteile römischer Zivilisation zu gelangen, Latein zu lernen und sich die Gesinnung der Römer anzueignen. So wurde das Imperium aus einem von Italien beherrschten Kolonialreich zu einem Vielvölkerstaat, zu dem sich Jahrhunderte lang niemand eine Alternative vorstellen konnte. Wie attraktiv Roms Ordnung werden konnte, zeigen die Bitten einzelner Völker, in das Kaiserreich aufgenommen zu werden, um dort Schutz zu finden. Roms supranationale Ordnung galt als allen früheren staatlichen Ordnungen überlegen. Griechische Intellektuelle brachten diese Erkenntnis auf den Punkt: Den Griechen habe Rom das gegeben, was sie in ihrer Unabhängigkeit, trotz großer kultureller Leistungen, nie zustandegebracht hatten, nämlich die politische Einheit und damit den Frieden. Mit Roms Herrschaft fanden sich die Untertanen freilich auch deshalb zumeist ab, weil sie nicht dazu gezwungen wurden, ihre eigene Identität aufzugeben. Für einen ‚guten Römer‘ waren seine Heimatstadt, aber auch sein Heimatland wie z. B. Hispanien oder Griechenland, ebenso *patria* wie das Imperium, die gemeinsame *patria* aller Römer.

Wir bräuchten heute eine ähnliche, allgemeine Überzeugung, dass das vereinte Europa dem System von Nationalstaaten nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch und kulturell überlegen ist. Europas Einigung darf kein reiner Verwaltungsakt sein. Sie kann nur in der Durchsetzung einer Idee liegen, die nicht allein in Dokumenten und Vorschriften, sondern in

den Köpfen und Herzen der Menschen verankert werden muss. Man müsste vom Europa-Gedanken so überzeugt sein, wie CICERO und AUGUSTUS an Rom glaubten. WINSTON CHURCHILL sprach 1946 in seiner berühmten Züricher Rede, in diesem ersten Dokument des europäischen Einigungsprozesses, von der Notwendigkeit eines „Glaubensaktes“, „an dem sich Millionen von Familien, die viele Sprachen sprechen, bewusst beteiligen müssen“, und der von befähigten Europäern vorbereitet werden müsse, die den „Völkern ... das Gefühl eines weitgespannten Patriotismus und einer gemeinsamen Staatszugehörigkeit einflößen“. Nicht nur die ökonomischen Vorzüge der Einigung Europas müssten transparent gemacht werden, sondern auch die Vorteile des politischen Schulterschlusses. Politiker, deren Handlungen sehr oft nur von kurzfristigem Opportunismus geleitet werden, dürfen nicht von der Pflicht befreit werden, geistig anspruchsvolle Pläne zu entwickeln. Noch mehr gefordert sind die Kulturschaffenden. Im alten Rom waren es politische Denker wie CICERO, Dichter wie VERGIL und Historiker wie TACITUS, die die Identität ihres Staates am wirksamsten zu formulieren wussten. In dieser Pflicht stehen auch die Intellektuellen von heute.

V.

Damit sind wir am fünften Thema dieses Vortrags, nämlich bei der Kultur, angelangt. Die Väter der europäischen Einigung forderten eine Umgestaltung nicht nur der wirtschaftlichen, politischen und sozialen, sondern auch der geistigen Strukturen. WALTER HALLSTEIN sprach vor 50 Jahren von der spezifisch europäischen Aufgabe, „die kulturelle Bewältigung des globalen technischen Zeitalters“ zu leisten. Was ist aus all dem geworden? In den Maastrichter Verträgen etwa, die für die Einigung Europas die Weichen gestellt haben, war von Forschung, Bildung und Kultur nur ganz kurz und fast ausschließlich auf die Technologie bezogen die Rede. Die Worte, die ROMAN HERZOG, der sich seinerzeit als deutscher Bundespräsident gegen die „allzu einseitige Betonung der Wirtschaft“ bei der europäischen Einigung aussprach und meinte, dass die Zukunft Europas „entscheidend ... auch von der Bünde-

lung seiner Kräfte in Kultur (und) Wissenschaft abhängen“ wird, scheinen kaum gefruchtet zu haben.

Der römische Vielvölkerstaat wurde durch seine griechisch-lateinische Kultur entscheidend geprägt. Einen Römer erkannte man an seiner Sprache, seiner Tracht, seinen Neigungen, oft an seinem Stolz auf sein Bürgerrecht, an einem gewissen geistigen Horizont dank der Kenntnis römischer Traditionen, und nicht am Klang seiner Münzen. Freilich gab es auch viele ungebildete Römer. Aber wer es in der römischen Gesellschaft zu etwas bringen wollte, hatte hierfür ohne eine gewisse Vertrautheit mit den Grundwerten der antiken Kultur keine Chance.

Zugleich ist aber zu betonen, dass die Ausbreitung der griechisch-römischen Kultur nicht unbedingt das Verschwinden anderer Kulturen bewirkte. Sie verhalf diesen nicht selten zu weiterer Entwicklung. Was wir beispielsweise in Frankreich oder innerhalb Deutschlands in der Region von Trier als gallorömische Kultur kennen, ist nichts anderes als ein Ergebnis der Begegnung keltischer Traditionen mit der römischen Kultur. Somit lehrt uns die Geschichte Roms, dass die Völker in einem supranationalen Staat zusammenleben können, ohne dass ihre eigene Identität verlorengehe; vielmehr können die Nationen durch ihren engeren Zusammenschluss wichtige neue Impulse für ihre eigene Kultur bekommen.

Die Lehre aus all dem ist: Die Kultur darf trotz der Macht von Geld und Wirtschaft nicht vergessen werden! JEAN MONNET, Vorkämpfer des modernen Europagedankens, den man den Vater der ‚*Methode Monnaie*‘ nennt, sagte: „Wenn ich das Ganze noch einmal zu machen hätte, würde ich mit der Kultur anfangen.“ Dazu ist es zu spät. Nicht zu spät ist es aber, der kulturellen Integration der europäischen Völker eine entschieden größere Bedeutung zuzuweisen, als die Verantwortlichen dies heute tun. ERNST-WOLFGANG BÖCKENFÖRDE, ein führender deutscher Jurist, machte vor nicht langer Zeit den Vorschlag, die Ausbildung geistig anspruchsvoller Europäer auf folgende Grundlage zu stellen: „Drei Fremdsprachen und eine europäische Länderkunde als Pflichtfach an allen weiterführenden Schulen, ein allgemeiner Unterricht in europäischer

Geschichte nach einem gemeinsam erarbeiteten Curriculum“. Zwar hören wir oft, dass es keine gemeinsame europäische Kultur gebe, nur Kulturen einzelner Nationen. Abgesehen davon, dass m. E. deutsche Philosophie, englische Literatur, französische Malerei, italienische Opern Ausdrücke ein und derselben Kultur sind, gibt es sehr wohl ein gemeinsames kulturelles Fundament, das keine Schöpfung e i n e r Nation ist, sondern a l l e n gehört: die griechisch-römische Kultur mit dem aus ihr erwachsenen Christentum. Die Kenntnis dieses Kulturerbes müsste mehr denn je gefördert werden!

Was sind aber die Realitäten? Die Herausgeber einer neuen althistorischen Studienbuchreihe in Deutschland mussten vor kurzem feststellen: „Es ist paradox, daß auf dem Wege Deutschlands in ein geeintes Europa den gemeinsamen Wurzeln dieses Europa in seinem Bildungssystem immer weniger Aufmerksamkeit geschenkt wird. Dem erklärten politischen Willen, ein geeintes Europa zu schaffen, steht ein zielstrebiges Abbau des tragenden Geschichtsbildes ... gegenüber. Damit werden aber gerade jene Bereiche im allgemeinen Bewußtsein abgebaut, die auf dem Weg der Einigung Europas das ... identitätsstiftende Fundament über die wirtschaftlichen Komponenten ... hinaus zu geben vermögen.“ Eine radikale Wende in dieser Hinsicht wäre nicht nur in Deutschland vonnöten.

Wir stehen freilich inzwischen, gerade in dem so entscheidend wichtigen Hochschulwesen, vor einer ganz anderen radikalen Wende: Im Zeichen des gesamteuropäischen Reformprojektes, das zu Unrecht den Namen der ältesten europäischen Universität, nämlich Bologna, trägt, werden Maßnahmen getroffen, die befürchten lassen, dass die Universitäten sich in Wirtschaftsbetriebe verwandeln, in denen der vielbeschworene „lebendige Geist“ verlorengelht. Diese Maßnahmen zielen in besonderem Maße auf die Massenproduktion der Billigware „bachelor“; zugleich machen sie aus den Hochschullehrern Manager, die einen immer größeren Teil ihrer Zeit und Energie dazu verwenden müssen, dass sie Anträge auf Forschungsmittel stellen bzw. die Anträge und die Leistungen ihrer Kollegen evaluieren. Das alles wird als „Wettbewerb“ etikettiert und als der Weg

zur Sicherung der „Exzellenz“ von Lehre und Forschung gepriesen. Klagen darüber vernimmt man heutzutage in allen europäischen Ländern, und ich weiß nicht, was ich z. B. meinen Kollegen an spanischen oder ungarischen Universitäten antworten soll, wenn sie mich fragen, warum sich gerade ein Land wie Deutschland mit seiner großen Wissenschaftstradition der Zerschlagung der Hochschulen als Stätten von Forschung und anspruchsvoller Lehre nicht widersetzt. Die kulturpolitische Integration Europas scheint mir auf einem möglichst nach unten gedrückten Niveau, als eine Nivellierung, fast wie ein globaler kultureller Kahlschlag vollzogen zu werden. Die hier in Deutschland gleichzeitig damit beschworene Notwendigkeit der Schulung einer „Elite“ an hierfür ausgewählten Spitzenuniversitäten macht den Eindruck, zumindest einstweilen eher eine leere Parole doppelzüngiger Politik als ein gut durchdachtes Konzept für fruchtbare Elitenförderung zu sein. Wohl gemerkt: Ich halte Hochschulen wie die in Heidelberg im ganzen gesehen auch heute für führende Universitäten, die sich etwa hinter Harvard, Yale oder Princeton nicht zu verstecken brauchen (in der Alten Geschichte etwa hatten wir hier auch von diesen Universitäten immer wieder Stipendiaten). Ich kann nur hoffen, dass dies auch in der Zukunft so bleibt, und dass die Wissenschaften, die nicht unmittelbar erkennbaren praktischen Nutzen bringen, sondern die kulturellen Grundlagen unseres Daseins bilden, im modernen Europa nicht das Schicksal der *humaniora studia* nach dem Zusammenbruch des Römischen Reiches teilen werden, die nur noch in den Zellen von Mönchen gepflegt wurden.

Ich fasse das Gesagte zusammen. Roms historische Leistung war, einen Vielvölkerstaat zu errichten, in dem die Völker, die nicht nur mit den Römern, sondern auch untereinander viele Kriege ausgetragen hatten, Jahrhunderte lang miteinander in Frieden lebten. Sie wurden Römer, ohne ihr eigenes Profil zu verlieren. Roms Größe beruhte darauf, dass es gelernt hat, seine eigene Ordnung nicht mit Gewalt aufrechtzuerhalten, sondern sie für andere attraktiv zu machen. Dank der fruchtbaren Begegnung fremder Traditionen mit der griechisch-römischen Kultur

war der Römerstaat kein Gefängnis der Völker, und die lokalen Kulturen wurden nicht in einem geistlosen Einheitsbrei erstickt. Die Stärke des Römischen Reiches lag in seiner gleichzeitigen Einheit und Vielfalt. Ähnliches möchten wir von Europas Einigung erwarten: die Entstehung einer gemeinsamen Heimat für Europas Völker, die durch eine einheitliche politische Ordnung abgesichert ist und deren geistiges Fundament die gemeinsame kulturelle Tradition bildet, in der aber zugleich die einzelnen Nationen ihre eigene Identität bewahren und in der sich die gemeinsame kulturelle Tradition sowie die einzelnen nationalen Kulturen gegenseitig befruchten. Dabei kann uns die Geschichte behilflich sein. Sie wiederholt sich freilich nie in der gleichen Weise. Ihre „Lehren“ sind keine Rezepte, die in einer Apotheke eingelöst werden können. Sie ist jedoch keine Müllhalde vergangener und überholter Nutzlosigkeiten, sondern ein Schatz von Orientierungshilfen. Wir sollten davon für unsere Zukunft Gebrauch machen.

*) Der hier abgedruckte Text wurde vom Verf. am 16.2.2005 an der Universität Heidelberg zum Abschluss seiner Vorlesungstätigkeit an dieser Hochschule (1974-2005) vorgetragen. Der Text stützt sich stark auf eine frühere Schrift des Verf.: Géza Alföldy, *Das Imperium Romanum – ein Vorbild für das vereinte Europa?* Jacob Burckhardt-Gespräche auf Castelen 9, Basel 1999; dort finden sich auch die Quellenangaben für die in diesen Text übernommenen wörtlichen Zitate und weitere Literatur sowohl zu den Strukturen des Imperium Romanum als auch zu den Problemen des europäischen Einigungsprozesses. Vgl. seitdem bes. Klaus Martin Girardet, *Die Alte Geschichte der Europäer und das Europa der Zukunft. Traditionen – Werte – Perspektiven am Beginn des 3. Jahrtausends.* Reihe Denkart Europa – Schriftenreihe der ASKO EUROPA-STIFTUNG, Saarbrücken 2001. Von dort (S. 19) stammt das hier auf S. 22 links gebrachte Zitat, übernommen aus dem Vorwort von Klaus Bringmann, Elisabeth Erdmann, Klaus Martin Girardet und anderen zu Harald Brandt, *Geschichte der römischen Kaiserzeit: Von Diokletian und Konstantin bis zum Ende der konstantinischen Dynastie (284-363)*, Berlin 1998.

GÉZA ALFÖLDY, Heidelberg

Interview mit Cicero

Neun Gespräche mit Cicero aus dem achtundzwanzigsten Jahrhundert der Stadt

Die Fragen stellte Bernhard Kytzler, Silesius, im frühen einundzwanzigsten Jahrhundert.

Die Antworten erteilte Marcus Tullius Cicero, Romanus, im ersten vorchristlichen Jahrhundert.

Interview I (zur Person)

Frage: Exzellenz, wir haben Sie um dieses Gespräch gebeten, weil wir gerade von Ihnen etwas Besonderes zu hören hoffen: wie sie denn wirklich waren, diese Zustände im Alten Rom. Sie lebten in interessanten Zeiten?

- Cicero: *O tempora, o mores!* (Catil. 1,1)
- Verzeihung, Exzellenz, hier spricht man nicht mehr lateinisch.
- Vielleicht können wir unser Gespräch bequemer führen, wenn wir uns erst einmal hinsetzen. (Brut. 24)
- Das ist uns natürlich sehr recht. Da, wir setzen uns einfach auf die Wiese, neben diese Statue hier.
- PLATONS Statue. (Brut. 24)
- Ist Platon Ihnen denn besonders wichtig, Exzellenz?

- Platon? Er ist mein Vorbild und mein Gott! (Att. 4,16,3)
- Hat ihr Herr Bruder QUINTUS CICERO Sie nicht auch so angeredet?
- Du bist ein ganz und gar Platonischer Mensch, hat er gesagt, ein *homo platonicus*. (Q. Cic. pet. 46)
- Aber Platon war doch auch nur ein Mensch.
- Als den berühmten Dichter Antimachos bei einer Vorlesung aus seinem langen Buche, das Sie ja kennen, alle außer Platon verließen, rief er aus: „Ich lese weiter – Platon allein zählt für mich so viel wie hunderttausend!“ (Brut. 191)
- Exzellenz, ich bedauere sagen zu müssen, dass das lange Buch im Verlaufe der langen Zeit verloren gegangen ist.
- *O tempora, o mores!*
- Und die Lateinkenntnisse auch.